

Inhalt

Vorwort	3
Agave	5
Banane	5
Chinarindenbaum	6
Feldfrüchte	7
Guajakbaum	9
Guarana	9
Hirse	10
Kaffee	10
Kokosnuss	11
Mais	12
Mango	12
Maniok	13
Myrrhe	15
Reis	16
Tee	20
Vanille	22
Zimt	23

Vorwort

Unter dem Motto „Einmal zum Äquator und zurück“ erzählen unsere Besucherführer den Gästen Wissenswertes zu Botanik, Anbau und Verwendung der wichtigsten tropischen Nutzpflanzen. Manchmal verlassen sie allerdings diese wissenschaftliche Ebene und lesen ein kurzes Märchen, einen Mythos oder eine kleine Geschichte über die Pflanzen vor. Es kann sein, dass diese Geschichten Dinge berichten, die die Wissenschaft nicht beweisen kann, wie beispielsweise die Entdeckung der Wirkung vom Kaffee oder dass sie hinweisen auf frühere Anbaugelände, wie beispielsweise in dem Märchen vom Süßen Brei.

Diese Mythen und Märchen machen unsere Führungen „lebendig“ – genauso lebendig wie die Nutzpflanzen, die tagtäglich unser Leben bereichern! Und oft sind dies die Momente, wo die Besucherinnen und Besucher am aufmerksamsten sind und sich von den Pflanzen und ihrer Geschichte begeistern lassen.

Lassen auch Sie sich begeistern und entführen in Geschichte und Geschichtchen von tropischen Nutzpflanzen.

Marina Hethke

Agave

In der Agavenpflanze lebte nach aztekischer Überlieferung die junge Göttin Mayahuel. Sie wurde in der Urzeit aus dem Himmel geraubt und in das wilde Steppenland im Norden entführt, wo sie die Dunkelheitsdämonen töteten und zerstückelten. Aus ihren Knochen machte Quetzalcoati dann die erste Agaven-Pflanze.

Rätsch, C., 1996: Indianische Heilkräuter. Tradition und Anwendung. Ein Pflanzenlexikon. Diederichs Gelbe Reihe. Eugen Diederichs Verlag München.

Banane

Eine alte burmesische Legende erzählt, dass die Menschen die Banane erst dann als essbar erkannten, als sie die Vögel beim Verzehr dieser Frucht beobachteten. Daher heißt im Burmesischen „Banane“ übersetzt „die Vögel haben es erzählt“.

Quelle unbekannt

In Zentralamerika erzählt man sich folgende Geschichte von der Entstehung der Banane:

„Es ist der Samstag nach der Erschaffung der Welt. Eine Gruppe Menschen sitzt in einem Eden-ähnlichen Garten und genießt die Ruhe, als Gott vorbeikommt. Er fragt die Menschen, was sie sich denn wünschen. Alle denken darüber nach und fangen an zu diskutieren. Sie sind sich einig, dass es eine Frucht sein muss. Eine Frucht, die alle guten Qualitäten in sich vereint und keine Nachteile hat. Diego der Zahnlose äußert sich zuerst: „Es muss eine Frucht sein, die leicht zu kauen ist, Herr, besonders für die, die keine Zähne haben.“ Dann spricht Pedro Faulpelz: „Sie darf auch nicht zu schwie-

rig zu schälen sein so wie die Ananas.“ Dann sagen auch die anderen, wie sie sich die Frucht ihrer Träume vorstellen. Sie soll nahrhaft sein, komplett essbar, leicht zu verdauen, nicht faserig, haltbar, nicht zu süß und nicht zu sauer, nicht zu hart und nicht zu weich, gut für Kinder und Erwachsene und über das ganze Jahr zu ernten. Als ihnen nichts mehr einfällt, schweigen sie und schauen Gott erwartungsvoll an. Und Gott sagt: „Perfekte Dinge gehören nicht in diese Welt. Ich bin immer ganz zufrieden, wenn die Menschen die Dinge besser machen, als sie schon sind. Wäre das Gegenteil der Fall, wäre die Welt sehr langweilig. In diesem Fall jedoch – und weil ihr euch so einig seid – werde ich Eure Wünsche respektieren und eine Ausnahme machen. Doch nur dieses eine Mal!“ Und dann erschuf Gott die Banane.

Vanderkam, Maria Hrsg., 1999: Heilkräuterkalender, edition treves, Trier

Chinarindenbaum

Die Aymarä-Indianer erzählen folgenden Ursprungsmythos des Chinarindenbaumes:

„Da feierte man einmal im Himmel ein großes Gelage. Auch der Fuchs hörte davon und wollte gerne dabeisein. Und so bot er dem Kondor einen fetten Hammel, wenn er ihn auf seinem Rücken zum Himmel hinaufbringen würde. Der Kondor aber verlangte vom Fuchs außer dem Hammel noch das Fleisch seiner Schenkel. Der Fuchs war selbst mit diesem Preis einverstanden, und der Kondor trug ihn zum Himmel hinauf. Aber als der Fuchs erst einmal im Himmel war, ging er schnurstracks in die Küche und fraß von den besten Speisen, die es dort gab. Und er trieb die Frechheit so weit auf die Spitze, dass er dann noch mit allen Mädchen ins Bett ging. Erst nach einer Reihe von Tagen entschloss sich der Fuchs, auf die Erde zurückzukehren. Um nicht auf den Kondor angewiesen zu sein und ihm den teuren Preis zahlen zu müssen,

knüpfte er aus Stroh ein Seil und ließ sich an ihm heruntergleiten. Bevor er sich aber an den Abstieg machte, hatte er eine gehörige Menge Chinarindentee getrunken, den er den Himmelsbewohnern gestohlen hatte. Auf halbem Weg vom Himmel begegnete ihm ein Papagei, den der Fuchs boshaft beleidigte. Da schlug der Papagei mit dem Schnabel nach dem Strohseil, dass es riss. Der Fuchs stürzte auf die Erde und brach sich den Hals. Aber die Chinarindsamen fielen heraus aus seinem Bauch und verbreiteten sich auf der Hochebene, von wo sie die Menschen nahmen und überall anbauten“.

Rätsch, C., 1996: Indianische Heilkräuter. Tradition und Anwendung. Ein Pflanzenlexikon. Diederichs Gelbe Reihe. Eugen Diederichs Verlag München.

Feldfrüchte

Vom Ursprung der Feldfrüchte ...

Da war die Mutter Erde und Gott Vater. Zusammen hatten sie die Berge, die Schneegipfel, das ganze Gebirge und die Vögel geschaffen. Was können wir noch erschaffen auf dieser Welt? Wir können eine Frau erschaffen. Der Frau gaben sie die Macht, ein Kind zu bekommen. Dann lebte die Frau hier im Gebirge, zusammen mit den kleinen und großen Vögeln, die sie warm hielten. Auf einmal fingen die Wehen an. Unter einem riesigen Fels, der die Form eines Vogels hatte, gebar die Frau. Die Vögel aber haben der armen Frau geholfen.

Eines Tages ging die Frau zum Fluss, um sich zu waschen. Da ließ sie ihr schlafendes Kind unter dem Schatten eines Vogels. Das kleine Kind schlief ruhig, dann lachte es. Die Vögel streichelten es, sie waren sehr lieb zu dem Kind. Dann aber hat der kleine Bub geweint, weil seine Mama nicht zurückkam. Sie kam und kam nicht und das Kind schrie und schrie.

Wenn es nur wieder ruhig wäre, sagte ein Vogel und streichelte es mit den Flügeln. Wenn es nur ruhig wäre, sagte ein

anderer Vogel und streichelte es mit dem Schnabel. So streichelten alle Vögel das Kind, um es zu beruhigen. Aber sie hatten es getötet mit ihrem Picken. Dann wurde ihnen bewusst, dass das Kind tot war. Was machen wir jetzt? fragten die Vögel. Der älteste Vogel sagte: Es ist besser, es verschwinden zu lassen, bevor die Mutter zurückkommt. Da versammelten sich die Tiere, unzählige Vögel. Der älteste Vogel verteilte die Stücke des Kindes und beauftragte die anderen Vögel alles verschwinden zu lassen. Jeder Vogel hat ein Stück mitgenommen und die Teile des Kindes zugedeckt. Jedem Ding gab der älteste seine kleine Aufgabe in den verschiedenen Gebieten der Selva, der Sierra, der Costa, den Schneebergen.

Als am anderen Tag die Mutter zurück kam, war das Kind nicht mehr da. Sie begann zu weinen, und unter ihren Tränen erkannte sie, dass ihr Kind an vielen Stellen erschien:

Aus den Fingernägeln wuchsen die Ackerbohnen,
aus den Augen die Erbsen,
aus den Zähnen und Backenzähnen der Mais,
aus dem Penis die Olluco und die Oca,
aus den Knochen die Yuca,
aus den Haaren der Weizen,
aus der Niere das Obst,
aus den Hoden die Kartoffeln,
aus dem Blut die Passionsfrucht und die Wassermelone,
aus der Blase die spritzenden Wasserquellen.

So sind die Feldfrüchte aus jedem Stückchen des Körpers entstanden.

Mythos aus den peruanischen Anden, Vortrag von Salas, Maria. A.: „Die kulturelle Bedeutung des Kartoffelanbaus in den peruanischen Anden“. Tübingen

Guajakbaum

Nach einer Überlieferung der südamerikanischen Muisca gab es in der Urzeit der Welt noch keine Erdbeben. Die Erde ruhte auf vier mächtigen Guajakbäumen, die unerschütterlich dastanden. Nichts konnte sie bewegen, denn ihr Holz war fest wie Felsgestein. Heute bewegt sich manchmal die Erde, weil in der Frühzeit der Welt ein untreuer Gott damit bestraft wurde, anstelle der mächtigen Guajakbäume die Erde auf seinen Schultern zu tragen.

Rätsch, C., 1996: Indianische Heilkräuter. Tradition und Anwendung. Ein Pflanzenlexikon. Diederichs Gelbe Reihe. Eugen Diederichs Verlag München.

Guarana

Einst wuchs im Indianervolk der Maués und Sorterê-Mawé in Mundurucania am Amazonas ein tugendhafter Jüngling auf. Überall, wo er sich befand, breitete sich große Freude und Zufriedenheit aus; ein wahrer Segen für die Indianerstämme. Die Kranken wurden geheilt, die Streitigkeiten geschlichtet und Überfälle feindlicher Eindringlinge verhindert. Da wurde der böse Geist JURUPARÍ eifersüchtig. Er verwandelte sich in eine Schlange und tötete den Jüngling durch einen Biss, als er im Wald Beeren pflückte.

Der Jammer der Indianer über den Tod ihres Jünglings war sehr groß, aber ein Blitz unterbrach die Klage. Die Gottheit TUPÁ stieg vom Himmel herab, tröstete das Volk und gab der Mutter des Jünglings die Weisung, die schönen Augen ihres Sohnes einzugraben, denn aus ihnen werde eine heilige Pflanze entspringen. Diese werde Leiden und Schmerzen der Indianer lindern helfen. Die Mutter folgte der göttlichen Weisung und siehe, aus den Augen keimte die „Guaranapflanze“ mit ihren charakteristischen Früchten und Samen.

Seidemann, J., 1998: Guarana – ein Muntermacher aus dem Regenwald, Der Tropenlandwirt, Apri, 99. Jahrgang

Hirse

Der süße Brei

Es war einmal ein armes frommes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter allein, und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in den Wald, und es begegnete ihm da eine alte Frau, die wusste seinen Jammer schon und schenkte ihm ein Töpfchen, zu dem sollt es sagen „Töpfchen, koche“ so kochte es guten süßen Hirsenbrei, und wenn es sagte „Töpfchen, steh“, so hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter heim, und nun waren sie ihrer Armut und ihres Hungers ledig und aßen süßen Brei, sooft sie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da sprach die Mutter „Töpfchen, koche“, da kocht es, und sie isst sich satt; nun will sie, dass das Töpfchen wieder aufhören soll, aber sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort, und der Brei steigt über den Rand hinaus und kocht immerzu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollts die ganze Welt satt machen, und ist die größte Not, und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim, und spricht nur „Töpfchen, steh“, da steht es und hört auf zu kochen; und wer wieder in die Stadt wollte, der musste sich durchessen.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm, Gesamtausgabe, Engel Verlag, München

Kaffee

Einst kam ein Hirte zu einem abbessinischen Kloster, um die dort lebenden Mönche um Rat zu bitten. Er hatte bei seinen Ziegen, die in der Nähe des Klosters weideten, ein wunderliches Verhalten beobachtet: Sie schliefen nicht wie gewöhnlich des Nachts, sondern sprangen munter umher. Nach reiflicher Überlegung kamen die Mönche zu dem Schluss, dass es sich nicht um einen bösen Geist handelte, der die Ziegen

befallen hatte, sondern dass der Grund in der Nahrung der Tiere liegen müsse. So folgten sie dem Hirten zum Weideplatz und beobachteten, wie die Ziegen von den Zweigen eines wildwachsenden Baumes Beeren abfraßen. Die Mönche sammelten einige dieser Beeren und bereiteten aus den ungenießbaren Fruchtkernen einen bitteren Aufguss, den sie tranken. Und siehe da: die Wirkung dieses Trankes war so belebend, dass die Mönche sich fortan seiner bedienten, um während ihrer nächtlichen Gebetsübungen ihre Müdigkeit zu überwinden.

Ratz, J., 1993: Kaffee – eine Aktivmappe, Verlag an der Ruhr

Kokosnuss

Die Kokosnuss und das verzauberte Mädchen – ein philippinisches Märchen

Auf der Westseite der Visayas-Insel Samar erzählen die Leute die Geschichte von dem kleinen ungeduldigen Mädchen, welches wir Lubida nennen wollen und das von seiner Mutter eine Kokosnuss forderte. Diesen Wunsch konnte aber die Mutter nicht erfüllen, da sie keine Kokospalmen besaß. Doch Lubinda quengelte so lange, bis die Mutter wütend wurde und schließlich sagte: „Werd' doch selbst zur Kokosnuss!“

Da verzauberte sich das Mädchen und verschwand vor den Augen der Mutter. An der Stelle aber wuchs eine Kokospalme, die die trauernden Eltern im Gedenken an ihre Tochter hegten und pflegten.

Seitdem tuscheln die Leute, wenn sie eine Kokosnuss oder LUBI, wie sie im lokalen Dialekt heißt, in der Hand halten, dass dies wohl die verzauberte kleine Lubidina sei: Das Nussfleisch sei ihr Körper, das Wasser in der Nuss seien ihre Tränen und die dunklen narbenartigen Punkte an der Seite, wo später ein neues Palmenbäumchen herauswächst, aber seien ihr Mund und ihre Augen.

So wird sie mit jeder neuen Kokosnuss immer wieder unter uns weilen, und wir werden sie nie vergessen...

Groeschkett, H., 1990: Baum des Lebens, Hammer Verlag Wuppertal

Mais

Nach einer peruanischen Überlieferung lernten die beiden einzigen Überlebenden nach der Sintflut den Mais zuerst in der Form der Chicha kennen. Jedesmal, wenn die beiden von ihren Sammelausflügen nach Hause kamen, stand dort ein großer Krug mit Chicha bereit. Den tranken sie aus und fühlten sich gut und gesund. Das ging so 10 Tage lang. Dann wollte einer der beiden wissen, woher das tägliche Geschenk komme. Er verbarg sich in einem Winkel des Hauses. Kaum war der andere verschwunden, da flatterten zwei Papageien ins Haus. Sie legten ihr Gefieder ab und entpuppten sich als Frauen, eine alte und eine junge. In den Händen hielten sie Körner, die sie sogleich in den Mund steckten, zerkaute und in einen Krug mit Wasser spuckten. Da ergriff der Mann die junge Frau, ließ aber die alte entfliehen. Auf diese Weise kam er gleichzeitig in den Besitz einer Frau und der Maissamen. So kam der erste Mais vom Himmel auf die Erde.

Rätsch, C., 1996: Indianische Heilkräuter. Tradition und Anwendung. Ein Pflanzenlexikon. Diederichs Gelbe Reihe. Eugen Diederichs Verlag München.

Mango

The Trouble with the Banana and Mango Trees

The beautiful sunny island of Jamaica is where my Grandma was born and she told me this story. It's about two groups of people who couldn't get on with each other. In Jamaica is a mountain village where two groups of people lived. One group lived on one side of the village and the second group lived on the other side. They were separated from each other by some banana and mango trees. However, the two groups could not agree about which tree was best for you. One group said the banana tree and the other said the mango tree and they began to fight each other day and night over it.

One day the people woke up from their sleep, looked out of their windows and were shocked because all of the trees were gone. Everyone said, „What's going on?“ „What's happened?“ „Where dem go?“ „Who dem take?“ A man from one of the groups then said, „Hang on a bit. Let's calm down. Why don't we ask the wise man?“ Everyone stopped what they were doing and agreed to go and see the wise man. They went down a narrow path and knocked on the wise man's door. A short, fat man with long, grey hair and beard opened the it and asked, „What you want?“ So the people from the village told him the story. „Well you know the banana and the mango trees which separate us, dem gone, just like that! Do you know what has happened?“ The wise man then replied, „Yes – me know what happened, you were selfish and rude to each other, so the God of the trees him take dem away.“ So the groups said, „All right den, we no fight anymore, let's party.“

They woke up the next morning hoping to see the trees, but they were still missing. They went outside crying and praying that the trees would come back. The wise man came along and asked, „Why do you cry?“ The people said. „Why dem trees no come back? What's going on?“ „It's not my fault that dem trees have gone“ answered the wise man, „I hope this teaches you a lesson. You should always be grateful for what you have got – because it's better than not having anything at all.“

The tree of good health – tales from around the world, Botanic Garden Birmingham

Maniok

Vor sehr langer Zeit, als die Guarani sich nur von der Jagd und von den wilden Früchten des Waldes ernährten, lebte ein Mädchen, das sehr verunstaltet war, fast gelähmt, mit übergroßen, deformierten Händen. Auch ihre Beine waren dick und sie schleppte sich mühsam vorwärts. Kein Mann

wollte sie haben. Sie litt sehr darunter, dass sich niemand an ihr wärmen würde. Natürlich ließen die Jäger sie nicht hungern. Sie brachten jedesmal Früchte und Fleisch mit, wenn sie heimkamen. Und sie musste diese Wohltaten annehmen, ohne jemals etwas gutes dafür tun zu können. Dabei wäre sie so gerne ihrem Volk irgendwie nützlich gewesen.

Als das Jagdglück die Guarani verließ und sie mit immer weniger zurückkamen, wurde ihre Sehnsucht stärker. Wie konnte sie ihrem Volk nützlich sein? Wie konnte sie dem Stamm ihre Dankbarkeit zeigen? Und sie dachte an nichts anderes mehr.

Tupá spürte ihre Sehnsucht. Eines Nachts erschien er ihr im Traum und sagte ihr, was sie tun könne, um ihrem Stamm zu dienen. „Du wirst am Ende nicht mehr allein in einem Tapui sein, sondern vereint mit deinem Volk, und es wird dir ewige Zeit dankbar sein.“ Und er fragte sie, ob sie es tun wolle.

Überglücklich stimmte sie zu.

Am nächsten Tag rief sie ihre Eltern und bat, sie mögen sie an einen Ort tragen, wo der Blitz den Wald verbrannt und eine Lichtung geschlagen habe. Die Eltern mussten dort ein Loch graben und das Mädchen hineinsetzen. Danach sollten sie es allein lassen. Sie sollten erst am nächsten Morgen wiederkommen.

Als die Eltern am nächsten Tag wiederkamen, fanden sie auf der Lichtung anstelle ihrer Tochter nur eine fremde Pflanze. Sie war über einen Meter hoch und hatte Blätter, die an die übergroßen Hände der Tochter erinnerten. Neugierig räumten sie die Erde weg. Die Pflanze hatte dicke Wurzeln, wie die Beine des Mädchens gewesen waren. Und sie entdeckten, dass die Wurzeln Nahrung waren. Die Guarani nannten die Pflanze Mandio.

Diese Wurzeln sind seither die wichtigste Nahrung des Volkes Guarani und anderer Völkern. Auch die Fremden übernahmen sie und nennen sie Mandioka.

Melzer, D. H., 1989: Märchen der Guarani-Indianer, Verlag Inge Melzer, Friedrichshafen

Myrrhe

Myrrha war der Name eines Mädchens, das sich in seinen Vater verliebte und ihn – unwissend – zu einem inzestuösen Geschlechtsverkehr verführte. Als der Vater diesen Betrug bemerkte, will er die von ihm geschwängerte Tochter umbringen, sie aber kann fliehen: „Myrrha flieht, und dank dem Dunkel und der undurchdringlichen Nacht entrinnt sie dem Tode. Sie irrte auf dem weiten Feld umher und verließ das palmentragende Arabien. Neun Monate währte ihre Pilgerschaft, bis sie sich erschöpft auf Sabas Boden ausruhte; kaum konnte sie die Last ihres Leibes noch tragen. Ungewiss worum sie flehen sollte, sprach sie zwischen Todesfurcht und Lebensüberdruß folgendes Gebet: „Ihr Götter! Hat einer von euch ein Herz für Menschen, die ihre Schuld bekennen, so hört: Ich hab schwere Strafe verdient und nehme sie auf mich. Aber damit ich nicht, wenn ich überlebe, die Lebenden und, wenn ich sterbe, die Toten kränke, so vertreibt mich aus beiden Reichen, verwandelt mich und verweigert mir so Leben und Tod.“ Es gibt eine Gottheit für Menschen, die sich schuldig bekennen; die letzten Worte des Gebetes fanden jedenfalls gnädige Götter. Während sie noch sprach, stieg Erde an ihren Waden empor; die Nägel springen auf, und schräg streckt sich eine Wurzel aus, der Halt des langen Stammes. Die Knochen bilden kerniges Holz, in der Mitte bleibt das Mark bestehen, das Blut wird zu Säften, die Arme zu großen Ästen, die Finger zu kleinen Zweigen. Die Haut verhärtet sich zu Rinde. Und schon hatte der aufspießende Baum den schwangeren Leib umschlossen, die Brust überwuchert und schickte sich an, den Hals zu bedecken. Myrrha ertrug das Warten nicht länger; dem emporwachsenden Holz entgegen ließ sie sich nach unten sinken und vergrub ihr Gesicht in der Rinde. Obwohl sie mit ihrer Gestalt auch die früheren Empfindungen verloren hat, weint sie, und aus dem Baum fließen heiße Tränen. Auch die Tränen haben ihre Würde: Die Myrrhe, die aus dem Holz tropft, trägt den Namen der Herrin, und zu keiner Zeit wird man von ihr schweigen.“

Nach Ovid, Metamorphosen X, 476 – 503 in Rättsch, C.: 1996: Räucherstoffe – Der Atem des Drachen, AT Verlag, Aarau

Reis

Der Reiskuchen

In alter Zeit lebten zwei alte Leute in einem kleinen Haus, ein Mann und eine Frau. Sie aßen nichts lieber als Reiskuchen. Eines Tages machte die Frau einen so großen Reiskuchen, dass sie ihn auf einen Sitz nicht ganz aufessen konnten. Ein Stück blieb übrig. „Wer heute den ganzen Tag nicht ein einziges Wort sagt, der soll den Reiskuchen am Abend bekommen.“ Nun aber stieg bei Anbruch der Dunkelheit ein Räuber in das Haus ein und begann in einen Sack zu stopfen, was ihm gefiel. Der Mann sah es, die Frau sah es. Aber beide sagten nicht ein Wort, weil beide den Rest vom Reiskuchen bekommen wollten. Das machte den Dieb noch frecher, und er stopfte seinen Sack ganz voll mit Beutestücken. Erst als er den Vorratschrank aufmachte, die Schüssel mit dem Reiskuchen herausnahm, da konnte es die Frau nicht länger aushalten. Laut schrie sie: „Aber doch nicht den Reiskuchen mitnehmen, der ist für mich!“ „Oh nein!“, rief jetzt der Mann. „Für mich ist er, denn du hast ja was gesagt!“ Und was hat der Räuber da gemacht? Er hat sich schief und krumm gelacht. Dann gab er beiden alles wieder – nur den Reiskuchen nahm er mit.

Baumann, Hans, 1983: Märchen aus Japan, Leselöwen Spaßmärchen, Loewes Verlag, Bindlach

Das Märchen vom Reis

Vor langer, langer Zeit gab es ein Königreich, in dem alle Menschen von Reishülsen lebten. Da sie nicht wussten, dass der Kern des Reises das Gute und Nahrhafte ist, sondern glaubten, es sei der „Knochen“, warfen sie ihn weg. So aßen sie die Schale, von der sie annahmen, es sei das „Fleisch“ des Reises.

Im Königspalast gab es viele Sklaven, unter ihnen Miniya, eine Kammerzofe der Königin. Die Königin war grausam und behandelte ihre Zofen abscheulich. Wenn sie nicht befahl,

dass sie geschlagen wurden, schalt sie dauernd. Sehr oft gab sie ihnen auch nicht genügend zu essen. Eines Tages musste Miniya Wasser zu der Königin tragen. Der Königin ging es zu langsam, und sie schrie das junge Mädchen mit böser Stimme an: „Ich gebe dir gut zu essen, aber du dienst mir schlecht. Von jetzt an gibt es für dich nichts mehr zu essen!“ Miniya musste der Königin weiter dienen, bekam aber nichts mehr zu essen. Im Laufe der Tage wurde sie dünner und dünner und ihr Gesicht wurde so gelb wie die sterbenden Blätter im Herbst. Bald konnte sie nicht mehr arbeiten, so schwach war sie geworden. Sie dachte bei sich selbst: „Sie werden mir nichts zu essen geben, aber ich kann doch nicht einfach vor Hunger sterben. Ich muss am Leben bleiben. Ich will einmal versuchen, die Reisknochen zu kauen.“ Sie sammelte eine Handvoll fortgeworfene Reiskörner, kochte und aß sie. Als sie den ersten Mund voll schmeckte, war sie sehr überrascht. „Was ist das“, sagte sie zu sich selbst. „Der Knochen ist besser als das Fleisch!“ Von nun an sammelte Miniya alle Reisknochen und speicherte sie. Jeden Tag kochte sie sich ein wenig davon. Viele Monde gingen auf und versanken wieder in der frühen Dämmerung, aber Miniya starb nicht vor Hunger. Im Gegenteil! Sie wurde jeden Tag schöner. Ihr Gesicht wurde so rosa und lieblich wie eine Rose im frischen Morgentau. Die anderen Sklaven konnten sich den Grund für diese Veränderung nicht erklären. Miniyas sanftes, zartes Lächeln war so süß, dass sie alle von ihr angetan waren und sie umschwirten wie die Bienen den Honigkorb. Eine nach dem anderen schlüpfte in ihr Zimmer und fragte: „Miniya, wie kommt es, dass du so schön geworden bist, da du doch nichts zu essen hast? Nicht einmal die Elfen können sich mit dir vergleichen. Willst du uns nicht dein Geheimnis verraten?“ Da erzählte ihnen Miniya, dass sie Reiskörner gegessen habe. „Um Himmels willen, erzählt es keiner Seele, am wenigsten der Königin“, bat sie. So schlüpfte jeden Abend die anderen Sklaven zu ihr ins Zimmer, aßen sich satt und schlichen sich wieder fort. Als die Königin sah, wie schön Miniya geworden war, verging sie fast vor Neid. Sie glaubte, der König könnte

Miniya an ihrer Stelle zur Königin nehmen. So befahl sie voller Hass Miniya zu sich. Die Königin aber war listig und hinterhältig und tat sehr freundlich. „Meine liebe kleine Miniya, du bist so hübsch, sag mir doch, was du tust, um dich so anziehend zu machen. Erzähl' es mir, meine liebe kleine Miniya und ich will dir alles geben, was dein kleines Herz sich wünscht. Du bist so ein gutes Kind. Ich kann nicht länger leben, wenn du es mir nicht erzählst. Ich weiß, du hast ein Herz aus Gold und du lässt mich nicht so leiden.“ Die Königin glaubte, solche Schmeicheleien würden Miniya veranlassen, ihr Geheimnis mit ihr zu teilen. Sie hoffte, dann auch so schön wie die Sklavin zu werden. Das schamlose Benehmen der Königin aber erboste Miniya nur noch mehr. Ohne ein Wort zu sagen, stand Miniya nur da und blickte die Königin zornig an. Die Königin sah, dass ihr Versuch fehlgeschlagen war, in den Besitz des Geheimnisses zu kommen. Den ganzen Tag war sie außer sich vor Wut. In der Nacht wälzte sie sich ruhelos vor Ärger in ihrem Bett. Einige Tage später, als sie das gute Verhältnis zwischen Miniya und den übrigen Sklaven bemerkte und wie sehr Miniya ihnen zugetan war, dachte sie sich einen bösen Plan aus. So rief die boshafte Königin am nächsten Morgen Miniya zu: „Wenn du mir dein Geheimnis nicht verrätst, du Elende, werde ich den König bitten, alle Sklaven im Palast töten zu lassen.“ Miniya versteckte sich in ihrem Zimmer und weinte, bis ihre Augen rot und geschwollen waren. Als die anderen Sklaven sie weinen sahen, fragten sie: „Miniya, was bedrückt dich so sehr, dass du so bitterlich weinst? Sag es uns. Wir werden dir helfen. Hat die Königin dich wieder geschlagen?“ Aber Miniya antwortete nicht, sie weinte nur, als ob ihr das Herz brechen wollte. Da weinten ihre Freunde mit ihr. Miniya aber konnte es nicht ertragen, ihre Freunde weinen zu sehen, und so erzählte sie ihnen die Wahrheit. „Die Königin sagt, wenn ich ihr nicht erzähle, was mich so schön gemacht hat, geht sie zum König, um euch alle töten zu lassen. Darum bin ich so traurig.“ Als die Sklaven das hörten, waren sie alle mit Abscheu und Unwillen über die Königin erfüllt und riefen aus: „Erzähl' ihr unser Geheimnis

nicht! Wenn sie uns töten lassen will, dann soll sie es auch tun!“ „Aber ich kann euch doch nicht alle sterben sehen aus solch nichtigem Grund“ widersprach Miniya. „Wir würden lieber sterben, als sie das große Geheimnis wissen lassen“, sagten die Sklaven mit großer Bestimmtheit. Aber wie konnte Miniya es zulassen, dass man ihre Freunde zum Tode verurteilte? Sie überlegte hin und her und fand schließlich einen weg, mit der Königin zu verhandeln und zur gleichen Zeit ihre Freunde zu schützen. Sie lief zur Königin und flüsterte: „Meine gute Königin, ich bin bereit, dir zu erzählen, was ich tue, um so schön zu sein. Hier ist aber nicht der richtige Ort, über eine so wichtige Sache zu sprechen. Lass uns einen besseren Platz wählen. Warte, am besten gehen wir in dein Zimmer. Dort können wir sprechen und niemand kann uns belauschen.“ Die Königin führte Miniya in ihr Zimmer und bemerkte mit großem Vergnügen: „Miniya, ich habe immer gesagt, dass du beides bist, schön und freundlich. Schnell, sag mir, was du als Gegenleistung für dein Geheimnis haben willst. Ich werde veranlassen, dass du es bekommst.“ Ein Lächeln huschte über Miniyas schönes Gesicht. Als die Königin die Schönheit dieses Gesichtes nun so nah vor sich sah, konnte sie es kaum erwarten, ebenso schön zu sein wie dieses junge Mädchen. Sie drängte Miniya, sich zu beeilen und ihr das Geheimnis zu erzählen. „Meine Königin“, ermahnte Miniya die Ungeduldige, „warte ab. Ich verspreche dir, ich werde es dir erzählen. Ich will keine Belohnung, aber ich habe ein Anliegen.“ „Natürlich, natürlich! Sag' es nur, und ich werde dafür sorgen, dass deine Bitte erfüllt wird. Beeile dich und sag es mir, meine süße kleine Miniya!“ „Und du brichst dein Versprechen nicht?“ „Nein, nein, Miniya, sag es schnell!“ „Nun hast du es versprochen und musst meine Bitte erfüllen. Du musst nun tun, um was ich dich bitte, bevor ich dir mein Geheimnis erzähle. Bitte den König, alle Sklaven freizulassen und sie nie wieder in den Palast zu holen!“ So ging die Königin zum König und überredete ihn. Alle Überredungskünste musste sie anwenden, aber es gelang ihr. Der König gab den Befehl, die Sklaven freizulassen.

Als Miniya sah, dass alle Sklaven sicher den Palast verlassen hatten, ging sie zur Königin. Sie lächelte und sagte: „Meine gute Königin, jetzt will ich dir mein Geheimnis sagen. Erinnerst du dich, als du mir verboten hattest zu essen? Ich war einige Tage sehr hungrig und konnte das Leben kaum noch ertragen, aber ich harrte aus. Ich wollte unbedingt am Leben bleiben – und da wurde ich plötzlich schöner und schöner. Ich bekam wieder mein Gewicht und fühlte mich sehr gut. Meine Königin, wenn du beharrlich bist und tust, was ich getan habe, dann wirst du noch schöner werden als ich.“ Die boshafte Königin war so begierig schön zu sein, dass sie jeden Tag willig die Hungerqualen erduldet. Nach etwa zehn Tagen starb die böse Königin den Hungertod. Der König, jetzt ohne Sklaven, die ihn versorgten, starb ebenfalls. Seither isst das Hani-Volk den duftenden weißen Reis.

Guter, Josef (Hrsg.) 1973: Chinesische Märchen, Fischer Taschenbuch Verlag

Tee

„Bodhidharma, ein Prinz aus Südindien, der zum Mönch geworden war, kam im 6. Jh. unserer Zeit nach China, um dort die buddhistische Meditationstechnik zu verbreiten, die man seither als Zen bezeichnet. Er selbst meditierte stundenlang bewegungslos vor einer Mauer, aber als seine ersten chinesischen Schüler es ihm nachtun wollten, fielen sie nach kurzer Zeit in Schlaf. Als er dieses sah, riss sich der Meister die Augenlider ab. Aus ihnen entstanden, nachdem sie auf den Boden gefallen waren, sogleich zwei Sträucher, deren in Wasser gezogene Blätter die Schüler erfrischten, so dass sie ihre Übungen wiederaufnehmen konnten.“

Anonym, 1997: Genuss mit großer Heilkraft: Grüner Tee in: Natur und Heilen

Die Liebe des ehrenwerten Herrn Tschung-Hun-Wing

„Ich muss dir leider den Kopf abschlagen lassen, mein lieber Tschung-Hun-Wing“ sagte der letzte Kaiser der Ming-Dynastie zu seinem Leibarzt. „Ich bin zwar von deiner Unschuld überzeugt, doch die Richter haben dich verurteilt, und ich muss die Gesetze achten. Aber ich will dir eine letzte Chance geben. Der Großmandarin soll dir ein heiliges Koro-Gefäß hinhalten. Darin wird ein Seidentüchlein mit dem eingestickten Zeichen des Todes liegen und ein anderes mit dem Zeichen des Lebens. Ziehst du das letztere, so bist du begnadigt; ziehst du das erste, so wirst du geköpft, mein lieber Tschung-Hun-Wing.“

Der gelehrte Arzt verneigte sich tief. Dann setzte er sich nachdenklich neben eine Säule im Vorhof des Palastes. Er war ein Opfer der Hof-Intrigen geworden. Es hatte damit begonnen, dass er Sumi, die zarte Frau des Generals Wei-Pung-Tschi, als Patientin bekam. Sumis Wiege hatte auf der Insel Nippon gestanden. Ihre Haut war durchsichtig wie der helle Himmel von Awaju, ihr Blick strahlte wie der Frühlingsmond, die Lippen lächelten wie Pflaumenblüten, und wie bunte Schmetterlinge entflatterten ihnen die Worte. Aus ihrer Stimme hatte Tschung-Hun-Wing den ewigen Nachtigallenton der Liebe vernommen. Unter seinen ohnmächtigen Händen war sie gestorben, wie ein fallendes Blatt im Nachtwind. Sofort hatten die Neider geflüstert: „Tschung-Hun-Wing hat sie umgebracht, die kleine Frau des Wie-Pung-Tschi, um sich an dem General zu rächen!“ Ein Sondergericht entschied: „Tschung-Hun-Wing muss sterben!“ An all das dachte der unglückliche Arzt, als er hinter der Säule im Vorhof des Palastes saß. Plötzlich vernahm er leise Schritte und erkannte die Stimmen des Generals Wei-Pung-Tschi und des Großmandarins. „Wenn der Elende nun das Seidentüchlein mit dem Zeichen des Lebens zieht?“ sagte der Großmandarin. „Dann war all unsere Mühe, den Günstling des Kaisers loszuwerden, vergeblich.“ „Er wird sterben“, antwortete der General. „Die Sache ist höchst einfach, großer Mandarin. Du legst in das Koro-Gefäß zwei Seidentüchlein, und auf beiden ist das Zeichen des Todes eingestickt.“

Welches Tuch der Dummkopf auch zieht, er wählt den Tod.“ Der Arzt hinter der Säule sank in sich zusammen. Nun war sein Schicksal besiegelt. Denn falls er dem Kaiser alles erzählte, würden seine Feinde entrüstet leugnen und ihn erst recht hinrichten, wegen Verleumdung hoher Würdenträger. Tschung-Hun-Wing ging in sein Studierzimmer. Es war die Stunde des Tees, und er verstand sich meisterhaft auf die Kunst, den Göttertrank so zu bereiten, dass seine edelsten Eigenschaften geweckt wurden. Die besten Einfälle, die schwierigsten Lösungen der mannigfaltigen Probleme seiner Heilkunst verdankte er dem anregenden, belebenden Trank. Vielleicht fand der gute Geist des Tees auch diesmal einen Ausweg? Tschung-Hun-Wing leerte mit wachsendem Behagen eine Tasse nach der anderen und dachte tief nach.... Am nächsten Morgen trat der Großmandarin auf den Verurteilten zu und reichte ihm mit scheinheiligem Ernst das heilige Gefäß. Tschung-Hun-Wing entnahm ihm ein Seidentüchlein ... und verschluckte es vor den Augen aller Anwesenden. So musste das zweite Tüchlein im Gefäß geprüft werden. Da es das Zeichen des Todes trug, so konnte Tschung-Hun-Wing nur das Tuch mit dem Zeichen des Lebens gewählt haben, das ihn laut Befehl des Kaisers begnadigte.

Maronde, Curt, 1973: Rund um den Tee, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt

Vanille

Nach einer Sage weihte das Volk der Totonaken Morgenstern, die Tochter des Königs, der Göttin. Sie durfte keinen Kontakt mit Männern haben. Junger Hirsch verliebte sich trotzdem in sie und entführte die Schöne. Die Priester fingen die beiden jedoch, köpften sie und opferten ihre Herzen der Göttin. An der Stelle, wo sie geköpft wurden, begann ein kleiner Busch zu wachsen, mit fleischigen Blättern. Da schlängelte sich eine Liane aus der Erde durch das Geäst

des Busches. Die Liane umfing den Busch als hätte sie die Arme einer liebenden Frau. Die Priester waren sich einig: die Liane, die einen bisher ungeahnt köstlichen Duft verströmte, konnte nur die unschuldig geköpfte Prinzessin sein. Seit jener Zeit verehren die Totonaken die Vanillepflanze, verwenden sie in ihren Ritualen und benutzen sie als Gewürz und Medizin.

Rätsch, C., 1996: Indianische Heilkräuter. Tradition und Anwendung. Ein Pflanzenlexikon. Diederichs Gelbe Reihe. Eugen Diederichs Verlag München.

Zimt

Herodot verbreitete im 5. Jh. v. Chr. bei den antiken Völkern folgende Geschichte über Herkunft des Zimt:

„In den unzugänglichen Bergen, wo der Gott Dionysos aufgewachsen ist, d. h. in der Nähe der Stadt namens Nosa in Arabien, dort wächst der Zimt. Es wird erzählt, dass das Gewächs, das wir nach den Phöniziern konamomos nennen, von großen Vögeln in ihre Nester getragen wird, die an Berghänge gebaut sind, wo kein Mensch heran kann. Die Araber verwenden aber eine List. Sie zerlegen tote Esel und Ochsen in so große Stücke wie möglich. Dann legen sie diese Stücke am Fuße dieser Berge nieder, verstecken sich und warten auf das Erscheinen der Vögel. Die Vögel kommen, nehmen die Fleischstücke in ihre Klauen und tragen sie in ihre Nester. Die Stücke sind aber so schwer, dass die Nester diese Last nicht halten können, wodurch sie auf die Erde fallen. Nun kommen die Araber aus ihren Verstecken heraus und sammeln die Zimtstangen ein. Der auf diese Art gewonnene Zimt wird danach in andere Länder verkauft.“

Swahn, Jan-Öjvind, 1991: Gewürzkunde, Orbis Verlag/Nordbok, Gothenburg

Textauswahl: Marina Hethke u. Ines Fehrmann, 1999/2001
Layout: Brand, B., nach Pickert, Thursch, Storm, 2000

Titelbild: Schrödter, S., 1999:
Kiwis & Co. Exoten in der Fruchtschale,
Heft 6, Gelbe Blätter aus dem Botanischen Garten
der Christian Albrechts-Universität zu Kiel

Universität Gesamthochschule Kassel – Fachbereich 11
Gewächshaus für tropische Nutzpflanzen
Steinstraße 19
37213 Witzenhausen